



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, O. E.: Kursächsische Streifzüge : 4. Pretzsch

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wirkungen, in seiner schlichten Sicherheit und unbeirrten Kraft wie einer, der zum Elfentanz auf verborgener Waldwiese geladen war:

Kommt ein verirrtes Sonntagskind,
Ein Spielmann, der auf Lieder sinnt,
Der wird in Huld und Gnaden
Zu ihrem Fest geladen.
Sie schenken ihm das Laub vom Hag:
Das wird zu Gold am goldnen Tag.

21. St.



Kursächsische Streifzüge

Von O. E. Schmidt in Meissen

4. Preßsch



er auf der etwas einförmigen und staubigen Straße, die von Torgau in fast schnurgerader Richtung nach Dommitzsch führt, an einem warmen Herbsttage dahinwandert, der hat Zeit, über die frühere Gestaltung der Gegend nachzudenken. Zu Beginn unsrer Zeitrechnung war das Landschaftsbild — auch abgesehen von den fehlenden Ortschaften — wesentlich anders als heute. Ein ungeheurer Urwald erstreckte sich von der in zahllosen Schlingen und Rinnen leise dahinziehenden Schwarzen Elster zur Elbe und von da zur Mulde. Jeder der drei Flüsse hatte ein ganzes Heer von Trabanten zur Seite, sodaß der eigentliche Hauptarm zwischen dem Gewirr von Inseln und Wäldern kaum zu erkennen war. Zur Frühjahrszeit bedeckte wohl das ganze Gebiet ein riesiger See, aus dem nur wenige höher liegende Waldstreifen eilandartig hervorragten. Von menschlichen Ansiedlungen konnte man in dieser Wald- und Wassereinöde nichts wahrnehmen, als hier und da einen Pfahlbau von Jägern und Fischern; dafür herrschte in diesem Gebiete der gewaltige schwarze, wildblickende Auerochse, neben ihm der Elch und das Wildschwein; vom knorrigen Eichenbaume schaute wohl auch das große grünliche Geäug des Luchses blutgierig herab auf das darunter äsende Reh, und an den zahlreichen Wasserläufen, besonders da, wo riesige Baumleichen, die Wurzel nach oben, gurgelnde Strudel hervorriefen, baute der Biber in ungestörter Stille seinen Wohnsitz — das Ganze glich einem Eldorado für Jäger und Trapper, wie es im vorigen Jahrhundert am Mississippi und Missouri zu finden war.

Aber auch noch vor tausend Jahren und später war die Elbe keineswegs der verhältnismäßig schmale und befriedete Strom, der heute diese wohlangebauten Gefilde durchzieht. Ein Blick auf die Generalstabkarte genügt, zu erkennen, daß die Elbe in früherer Zeit ein mehrere Kilometer breites Bett hatte. Es reichte vom Rande der Dommitzscher Heide hinüber bis zum Rande der Lochauer, jetzt Annaburger Heide, von einer durch die Orte Süptitz

und Zinna, Meiden, Elsnig, Dommitzsch gebildeten Linie bis hinüber zu der von Zwethau, Dauschen, Prettin; das ist eine Breite von vier bis sieben Kilometern. Das jetzige Bett der Elbe ist das Ergebnis eines mindestens ein Jahrtausend lang geführten Kampfes mit dem gewaltigen Strom. Unzählige Wasserläufe, Lachen, Tümpel, die auf der Karte als „alte Elbe“ bezeichnet werden, vor allem aber der seeartige Große Teich bei Torgau mit seinem majestätischen Wasserspiegel bedeuten die Punkte, an denen das feuchte Element trotz aller Arbeit und Kunst des Menschen Sieger geblieben ist. Und noch manchmal bei andauernden sommerlichen Regenfällen oder zur Zeit der Schneeschmelze und des brechenden Eises erneuert der alte Flußgott den Kampf und bemächtigt sich auf Tage und Wochen wieder einmal seines alten Gebiets. Auch der Biber, der dann und wann noch im Strome abwärts von Torgau auftaucht, ist wie ein unverbrüchlicher Zeuge der alten Wasserherrlichkeit, und die preussische Regierung thut wohl daran, den seltenen Einsiedler als ein Vermächtnis der Urzeit durch strenge Jagdverbote zu schützen.

Es ist kein Zweifel, daß das Hauptwerk der Elbregulierung in diesen Gegenden erst von den deutschen Einwandern, zum Teil erst in der neuern und der neuesten Zeit gethan worden ist; aber begonnen haben damit doch schon die Slawen. Denn als sie sich etwa um 500 n. Chr. längs der genannten Flüsse ansiedelten, wählten sie, von Natur zu Fischfang, Handel und Viehzucht, aber nur zu den leichtesten Formen des Ackerbaus geneigt, sich solche Wohnplätze, die keine schwerere Rodungsarbeit forderten. Sie gründeten also ihre Dörfer an den Ufern der Flüsse; da aber die wenigen von Natur hochliegenden Wohnplätze bald besetzt waren, so bauten sie sich auch auf solchem Gelände an, das nicht unbedingt vor Überschwemmung sicher war, und dieses sicherten sie durch Pfahlwerk, Dämme und Deiche. So kommt es, daß zu beiden Seiten der Elbe, der Schwarzen Elster und der untern Mulde slawische Ortsnamen einen dichten Gürtel bilden, während das Innere der Wälder der Besiedlung durch die erst im zwölften Jahrhundert in größerer Zahl einwandernden deutschen Bauern vorbehalten blieb.

Zu den auf günstiger Höhe über den Fluten der Elbe liegenden Ortschaften gehört Dommitzsch, ungefähr in der Mitte zwischen Torgau und Prettin. Das Städtchen bietet aber außer seiner aussichtsreichen Lage und dem stattlichen Ziegelmaßiv des Kirchturms kaum etwas Bemerkenswerthes. Dagegen erschien mir Prettin als die Krone dieser an der Elbe liegenden ehemals kursächsischen Kleinstädte, und ich denke an meinen Aufenthalt dort mit dem lebhaftesten Bedauern zurück, daß er nicht weiter ausgedehnt werden konnte.

An einer Drehung der Straße, wo sie einen kiesigen Rücken überschreitet, erscheint Prettin dem Wanderer zum erstenmale hoch über der fast eine Stunde breiten, von Wasserläufen durchzognen grünen Elbaue. Wie freundlich grüßen uns die roten Ziegeldächer der weißen Häuser unter dem behaglichen Kirchturme, und wie kraftstrotzend, einem wachhaltenden Giganten gleich, thront das Schloß auf dem Stadt und Aue beherrschenden Hügel. Auch das Innere des Städtchens hält uns durchaus, was das schmucke Äußere verspricht. Die

saubern Straßen sind von niedrigen, aber gutgehaltenen Bürgerhäusern eingefasst, alles macht den Eindruck des Gedeihens und der Wohlhabenheit. Es war die schönste Zeit der Woche, Sonnabend nachmittags, als wir dem blitzsaubern Gasthof zuschritten. Die Sonntagsruhe warf ihren wohlthuernden Zauber voraus, die Leute standen schwatzend vor den Häusern, nur hier und da war noch eine Magd beschäftigt, dem Pflaster mit dem großen Rutenbesen das Feiertagskleid zu geben — sonst war alles friedlich und still unter dem goldenen Abendhimmel; unsagbares Behagen lag auf den Gesichtern der Männer und der Weiber, die, den Rechen über der Schulter, von den Kartoffelfeldern heimkehrten; mit sattem Plumpsen rollten da und dort die erdduftenden Früchte der *magnum bonum* von den Wagen in die Keller. Solche Stunde und Stimmung erinnert mich immer an die selige Kinderzeit, an das qualmende Kartoffelfeuer auf dem Felde, das wir, der lateinischen Grammatik glücklich einmal entronnen, im Herbst am Sonnabendnachmittag anzuzünden pflegten, und an das Stündchen bei Sonnenuntergang unter der Hausstür, wo wir den ahnungsvollen Vorgeschmack des Sonntags genossen, der uns noch viel schöner dünkte, als der Sonntag selbst. Die in Pörsch wieder einmal geschauter Behaglichkeit wirkt ansteckend, wie ja auch die Gesundheit in manchen Fällen ansteckend wirken soll, und man wird sich dabei bewußt, wie schön es doch ist, solche anspruchslose mitteldeutsche Landstädte zu durchwandern, wo uns durch tausend Kleinigkeiten, die einen wie alte Bekannte grüßen, das warme Heimatgefühl in der Brust erweckt wird, das uns nicht der azurne Himmel Italiens, nicht die üppigste Tropenlandschaft geben kann.

Unser erster Ausgang in Pörsch galt dem Schlosse, das mit seinen beiden mächtigen Flügeln einen rechten Winkel bildet, in dessen Scheitel sich der trutzige, viereckige Turm erhebt. Wir suchten es auf wegen seiner geschichtlichen Erinnerungen; doch zunächst behauptete die Gegenwart ihr Recht. Wir fanden nämlich im Schloßhof ein überaus anmutiges Bild. Etwa zweihundert wohlgekleidete, wohlgezopfte, meist hausbäckige Mägdelein von sechs bis vierzehn Jahren hatten sich dort zu je zweien angestellt, immer je zehn von einer fünfzehn- bis sechzehnjährigen Aufseherin geleitet, um zum Abendessen in den vor dem Schlosse im Garten liegenden Speisesaal niederzusteigen. Jede der jugendlichen Aufseherinnen trug zum Abzeichen ihrer Würde eine große funkelnde Metallbrotsche mit dem Namenszug Friedrich Wilhelms III., der das Schloß 1827 dem königlichen großen Militärwaisenhaus geschenkt und zu einer Erziehungsanstalt für zweihundert verwaisete Soldatenmädchen eingerichtet hat. Wir hatten am andern Tage, während die größern Kinder zum Vormittagsgottesdienst in der Kirche weilten, Gelegenheit, auch die von den Soldatenmädchen bewohnten Innenräume zu sehen. Wir waren überrascht von dieser Fülle von Luft und Licht, die die hohen, weiß getünchten Säle und Zimmer durchflutete. Namentlich die geräumigen Schlaffäle, die aus ihren zahlreichen hohen Fenstern einen entzückenden Ausblick auf die Elblandschaft boten, machten so sehr den Eindruck des Gesunden und Erquickenden, daß wir unwillkürlich darüber nachdenken mußten, ob diese Kinder, wenn ihre Eltern am Leben wären, auch nur halbsoviel Atemraum für ihre jungen Lungen zur Verfügung

haben würden. Sogar für eine den Augen wohlthuende Nachtbeleuchtung durch große mattgrüne Glasampeln war gesorgt. Selbstverständlich waren auch Wasch- und Baderäume, die die neusten technischen Fortschritte auf diesem Gebiete aufwiesen, vorhanden. Rechts vor dem Schlosse war soeben ein schönes Renaissancegebäude fertig geworden, das eine Fortbildungsschule für die konfirmierten Mädchen aufnehmen soll. Das Lieblichste, was wir sahen, waren aber doch die sechs- und siebenjährigen Mädchen bei ihrem Spiel. An langen Tafeln saßen sie einträchtig bei einander, die einen mit Puppenküche, die andern mit Puppenwäsche, wieder andre mit den Puppenstuben beschäftigt: es sah aus, als ob in jedem der Zimmer eine große Gesellschaft glücklicher Kinder eingeladen wäre. Das war trotz der Anwesenheit der Aufseherinnen ein Scherzen, Richern und Necken, daß man auf den ersten Blick sah: in diesen Räumen trieb nicht irgend eine Duckmäuserei ihr Wesen, sondern hier herrschte die echte Heiterkeit, die sich mit wahrer Frömmigkeit und Zucht so wohl verträgt. Das Ganze erschien uns als die ins Weibliche übersezte *casa giocosa* des alten Vittorino da Feltre.

Von den Innenräumen wandten wir uns zur Besichtigung der Außenseite des nach der Elbe zu mit Wall und Graben umgebenen Schlosses und seiner wohlgepflegten Gärten und Parkanlagen. Wir standen lange still vor dem schönen Renaissanceportal, das von der Westseite zum Garten hinunterführt. Denn hier hat der Erbauer, dessen ruhmreiches Geschlecht längst ausgestorben ist, der Nachwelt sein reichgeschmücktes Wappen hinterlassen. Hier im stillen Garten triumphiert die Vergangenheit über die Gegenwart, hier kommen die alten Erinnerungen zu ihrem Rechte. Was könnten diese Mauern, dieser Hügel, auf dem sie stehn, erzählen! Prettisch (Pretokina genannt in einer Urkunde Ottos II. vom Jahre 981, später Pretasch) ist wegen seiner vorzüglichen Lage sicherlich eine der ältesten slawischen Siedlungen in dieser Gegend gewesen. Im zwölften Jahrhundert soll Bernhard von Askaniens hier eine Burgwarte gegen die Sorben gegründet haben. Im Jahre 1325 verließ der Askanier Kurfürst Rudolf I. von Sachsen „das Huß Pretasch und Klöden“ an Magnus Löser und seinen Bruder Bertram von Rehesfeld. Daß der Name Rehesfeld und nicht Löser der ursprüngliche des Geschlechts gewesen ist, geht aus dem Wappen hervor: die Löser führen ein Reh im grünen Feld und ein halbes springendes Reh auf dem Turnierhelm als Wappentier; daß aber der Name Löser wirklich verliehen ist, weil sich Magnus von Rehesfeld um die „Lösung“ Markgraf Friedrichs mit der gebissenen Wange aus der brandenburgischen Gefangenschaft (im Jahre 1312, s. Flathe, Sächs. Gesch. I, 258) verdient gemacht habe, möchte ich dem unzuverlässigen Peccenstein nicht ohne weitere Prüfung nachschreiben. Magnus Löser wurde zum Erbmarschall des sächsischen Kurhauses ernannt; sein Geschlecht hat in dreizehn Generationen durch länger als drei Jahrhunderte dieses Ehrenamt und Schloß Prettisch behauptet. Wenn wir im vorigen Abschnitt in Hans Friedrich von Schönberg, dem Verfasser des Schildbürgerbuchs, einen Typus aristokratischer Überhebung und boshafter Spottsucht kennen lernten, so ist das Geschlecht der Löser typisch für die Mannheit, Frömmigkeit und Kraft, die dieser sächsische Adel zumal im Zeit-

alter der Reformation entfaltetete. Da ist Hans I. Löser, der mit den Franzosen gegen die Engländer im Felde lag und mit Ludwig dem Bayern den Gegenkaiser Friedrich von Osterreich besiegte. Sein Sohn George war so fromm, daß er einst zur Buße seiner Sünden im harten Winter ohne Hut, Mantel und Schuhe einen Widder vom Borwerk Maucken nach Clöden trug, um ihn der Mutter Gottes zu opfern. Da ist Heinrich Löser, der mit Friedrich dem Streitbaren gegen die Hussiten kriegte; ein zweiter desselben Namens zog mit Kurfürst Ernst 1480 nach Rom, ein dritter war auch an dieser Fahrt beteiligt, nachdem er schon 1476 Herzog Albrecht nach Jerusalem zum heiligen Grabe begleitet und dort den Ritterschlag erhalten hatte. Sein Leichenstein mit der allerdings sehr verwitterten Inschrift ist am Kirchthum in Pörsch eingemauert.

Da ist Hans III. Löser, des vorigen Sohn, der in jüngern Jahren (1498) mit Herzog Heinrich dem Frommen nach Palästina und nach dem spanischen Compostella wallfahrtete, 1507 gegen die Venetianer, 1512 bei Ravenna gegen die Franzosen kämpfte, nach Kaiser Maximilians Urteil „von der Faust hurtig, von Rat listig und behende,“ später ein treuer Freund Luthers. Dieser ist von Wittenberg aus oft in dem gastlichen Hause Pörsch zu Besuch gewesen; er war es, der dem schon in reifern Jahren lebenden Hans Löser das Versprechen abnahm, der freien Liebe zu entsagen und ein Weib zu nehmen. Er widmete ihm deshalb 1523 seine berühmte Auslegung des 7. Kapitels St. Pauli an die Korinther, in der er der sogenannten Keuschheit der Priester, Mönche, Nonnen und anderer Hagestolze mit den sieghaften Waffen echter Humanität und echten Christentums zu Leibe geht; er selbst kopulierte ihn 1524 mit Ursula von Pörsig. Ein andermal, 1531, war Luther, nunmehr selbst seit sechs Jahren ein Ehemann, auf Pörsch, „seines Kopfs Sausen und Schwachheit durch Bewegung des Leibes zu vertreiben.“ Hans Löser nahm ihn mit auf die Jagd; aber den gewaltigen Gottesmann jammerten wohl die Hasen und Mehe wie zehn Jahre zuvor, wo er als Junker Jörg auf der Wartburg weilte; er blieb auf dem Wagen sitzen, und während Löser auf irdisch Wildbret pirschte, hielt Luther sein „geistlich Gejaid und sing den 147. Psalm: Lauda Jerusalem mit seiner Auslegung, welches mir denn das allerlustigste Gejaid und edelst Wild ist.“

Im Jahre 1532 stand Luther mit vierundfünfzig andern Paten in Pörsch Gevatter, 1533 am 29. Januar war er in der Lage, dieses Vertrauen zu vergelten. Er schreibt an Hans Löser: „Euer Gestrengen wolle sich demütigen, Gott zu Ehren, und meinem jungen Sohn, den mir diese Nacht Gott bescheret hat von meiner lieben Rätthen, förderlich und hilflich erscheinen, damit er aus der alten Art Adams zur neuen Geburt Christi durch das heilige Sakrament der Taufe kommen und ein Glied der Christenheit werden möchte, ob vielleicht Gott der Herr einen neuen Feind des Papsts oder Türken an ihm erziehen wolle.“ In seinem Alter weilte Hans Löser am Hofe zu Wittenberg als Hofmeister des Herzogs Moriz. Man darf wohl annehmen, daß Löfers weltgewandte, ritterliche Persönlichkeit auf Luthers Empfehlung gewählt worden war, um den jungen, feurigen Fürsten, der zuvor am katholischen Hofe Georgs in

Dresden erzogen worden war, für die Sache des Evangeliums zu gewinnen. Löser war später (1539 bis 1541) Morizens Vertrauter besonders in der romantischen, gegen den Willen der Eltern betriebenen Heiratsgeschichte mit Agnes, der Tochter Philipps von Hessen. Löser machte sich dadurch dem jungen Herzoge so unentbehrlich, daß dieser, sonst eine durchaus kühle Natur, in seinen Briefen eine fast zärtliche Sorge um die Gesundheit des alten Herrn offenbart. Seiner erschütterten Gesundheit halber zog sich Löser nach der Hochzeit des jungen Paars (11. Januar 1541) nach Preßsch zurück und starb dort noch in diesem Jahre. Nicht minder bedeutend wurde sein Sohn Hans IV. Löser, der, beim Tode des Vaters erst neun Jahre alt, auf Befehl des Kurfürsten Johann Friedrich in Wittenberg erzogen wurde, wo sich natürlich auch Luthers um seinen Paten gekümmert haben wird. Trotz seiner Jugend nahm er am Schmalkaldischen Kriege teil und focht fünfzehnjährig mit auf der Lothauer Heide; doch entkam er aus der Katastrophe mit dem Sohne des Kurfürsten nach Wittenberg. Später finden wir ihn am Hofe des Kurfürsten Moritz, mit dem er 1552 gegen den Kaiser und 1553 nach Sievershausen zog. Auch dem Kurfürsten August war er ein treuer Kriegsgefährte und Staatsdiener. Er wurde zum Kriegs-, Hof- und Landrat, zum Vizehofrichter zu Wittenberg und schließlich auch zum Kommissarius und Inspektor der Universität ernannt. Hans IV. Löser war ein Mann von schöner Gestalt und einnehmendem Wesen, der Geist der Renaissance war in ihm lebendig. So zeichnete er sich auch durch Beredsamkeit und Geschmac aus und ersetzte das alte Schloß seiner Väter 1571 bis 1574 durch einen zeitgemäßen Neubau, das jetzige Preßscher Schloß, das ebensosehr durch standhafte Solidität wie durch die heitere Harmonie des Ganzen unsre Bewunderung erregt. Er kennzeichnete sich selbst als Bauherrn in einer stolzen Inschrift des Grundsteins, und über der Thür steht noch heute zu lesen: *Ut haec domus ab omni ruina et labe inconcussa perduraret, ingenti sumtu ita constructa est, ut altitudo eius tanta sit sub terra, quanta supra eam prominet et muri quidem in fundamento vincenum cubitorum [zwanzig Ellen!] sunt. Sed tamen Dominus fortitudo et arx nostra unica est.* Er starb 1580 noch nicht fünfzig Jahre alt, seine Witve Agnes von Bünau geriet durch die infolge des kostspieligen Baus entstandne Schuldenlast in arge Bedrängnis und wandte sich um Erlaß einer Schuld von 6000 Gulden an den Kurfürsten August. Dieser gewährte die Bitte so, daß er die Summe ihren Nachkommen „zu desto stattlicherer Erhaltung des Erbmarschall-Amtes auf Preßsch“ stehn ließ.

Danach haben die Löser Preßsch noch besessen bis weit in die Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs hinein; einer Beschießung durch den schwedischen General Banér im Jahre 1637, an die noch zwei eingemauerte Kanonenkugeln erinnern, hielt es vermöge seiner Festigkeit gut Stand. Mächtiger aber als Banér erwies sich danach der concursus creditorum, durch den es der Familie Löser (ausgestorben 1818) verloren ging. 1647 kaufte die Herrschaft Preßsch aus dem Konkurse für 70000 Gulden der kursächsische Generalleutnant Wolf Christoph von Arnim. Er starb 1668 und wurde in Gegenwart des Kurfürsten Johann Georg II. in der Preßscher Kirche beigesetzt, wo noch jetzt sein glänzendes Grabmal steht. Seine Söhne aber vertauschten 1689 Preßsch gegen

Planitz bei Zwickau und andre Güter an den Kurfürsten Johann Georg III. Das Regiment der Sporen machte nunmehr dem des Reifrocks Platz: Preßsch wurde in der folgenden Zeit vorzugsweise als Wittum fürstlicher Frauen verwandt und bekam die besondere Aufgabe, Kurfürstinnen ein Mhyl und ein Trost zu sein, die in ihrem ehelichen Leben Ungemach erlitten hatten. Die Schuld an diesem ehelichen Unglück darf man nicht allein dem Naturell der einzelnen Fürsten aufbürden, sondern das ganze Zeitalter muß sie tragen. Die Signatur dieses Zeitalters ist der fürstliche Absolutismus. Daß dieser Absolutismus eine notwendige Durchgangsform ist, die den ständischen Staat in einen konstitutionellen verwandelt, ist schon früher (S. 96) bemerkt worden. Doch trat der Absolutismus zunächst nicht in seiner geläuterten und humanen Form auf, für deren theoretische Begründung und praktische Durchführung Friedrich der Große das vielbewunderte Vorbild ist, sondern mit allerhand Schlacken und unreiner Beimischung, da man zwischen den Begriffen des Staats und der Person des Fürsten grundsätzlich nicht unterschied. Wir nennen diese erste Erscheinungsform nach dem bekannten Wort Ludwigs XIV: *L'état c'est moi* den egoistischen Absolutismus. Dieser lehrt, der Zweck des Staats sei lediglich der Glanz und das Wohlbefinden des Fürsten, für dessen Willen weder sittliche noch gesetzliche Schranken vorhanden sind. Demnach bildet auch die Ehe für ihn keine Schranke; er schließt sie um eines politischen Vorteils willen und um einen legitimen Erben zu erhalten, übrigens aber ist er berechtigt, mit seiner freien Liebe zu beglücken, wen er will.

Solche Anschauungen hegten nicht nur die Fürsten selbst, auch nicht nur ihr Hofgesinde und der höfische Adel, sondern auch ein großer Teil der bürgerlichen Beamtschaft und des Volks. Die erste sächsische Kurfürstin, die unter diesen Anschauungen zu leiden hatte, war Eleonore Erdmuth Louise, die junge Witwe des Markgrafen von Ansbach, seit 1692 die Gemahlin Johann Georgs IV. Dieser aber war so sehr in den Banden der schönen aber geistlosen Magdalene Sibylle von Reidschütz (geb. 1675), daß er sogar dem Einzuge seiner Braut in Leipzig an der Seite der Maitresse zuschaute; das Volk war damals noch so wenig an dergleichen gewöhnt, daß es den Kurfürsten von einem bösen Zauber behext glaubte, den ihm die Reidschütz oder deren intrigante Mutter beigebracht hätte. Als Johann Georg IV., der sich auch von der an den Blattern erkrankten Geliebten nicht zu trennen vermochte, ihr am 27. April 1694 in den Tod gefolgt war, nahm seine Witwe ihre stille Residenz im Schlosse Preßsch, doch ist sie hier schon am 9. September 1696 im fünfundsreiszigsten Lebensjahre gestorben.

Weit bedeutender war die nächste Insassin des Schlosses: Christine Eberhardine, die Gemahlin Augusts des Starken. Sie war am 19. Dezember 1671 zu Bayreuth als erste Tochter des tapfern und frommen Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth (1661 bis 1712) und seiner zweiten Gemahlin Sophie Ludovica von Württemberg geboren und hatte den guten Traditionen ihres Hauses entsprechend eine sorgfältige Erziehung in evangelischem Geiste genossen. Dabei war sie zu einer klugen und überaus anmutigen Prinzessin erwachsen. Einer der besten Kenner weiblicher Schönheit, Baron Böllnitz, der

Verfasser des bekannten Werkes *La Saxe galante*, der sie in ihrem sechzehnten Jahre am Dresdner Hofe sah, schreibt von ihr: „In der That war die Prinzessin von Bayreuth eine derjenigen Personen, die man ohne Verwundrung nicht ansehen kann. Die Weiße ihrer Haut und ihre blonden Haare machten ihr ein so herrliches Ansehen, dergleichen nur an ihr zu finden. Alle ihre Züge waren ordentlich und ihr Gesicht und ihre Person voller Annehmlichkeit und Reizung. Sie hatte einen sittsamen und bescheidenen Verstand, welcher ihren Umgang beliebt machte. Man konnte ihr nichts vorrücken, als sie thue vor eine Person von fünfzehn Jahren gar zu ernsthaft.“ Fünf Jahre später, im Dezember 1692 erschien der sächsische Prinz Friedrich August, von seiner berühmten, in die romanischen Länder unternommenen „Kavalierstour“ heimkehrend, am Hofe von Bayreuth, eine schöne, ritterliche, imponierende Erscheinung von herkulischer Kraft und Gesundheit des Körpers, aber auch von hoher geistiger Begabung, ein Meister geistreicher Unterhaltung, gewöhnt, schnelle Triumphe über das weibliche Geschlecht davonzutragen. „Er hatte Christine Eberhardine kaum erblicket und mit ihr einige Konversation gepflogen, so wurde sein Herze durch ihre Schönheit schon dergestalt gerühret, daß er nicht weiter nötig hatte, Proben von ihrem Tanzen, Singen, sinnreichen Diskursen und andern liebreizenden Dingen zu sehen und zu hören, weil er sie auch ohne dieses, ihrer äußerlichen Annehmlichkeiten wegen reizend und würdig hielt, seine Gemahlin zu werden.“

Seine Neigung wurde von Christine Eberhardine, die voll Bewundrung zu dem glänzenden Kavalier aufblickte, aufrichtig erwidert, und auch die Eltern gaben ihr Jawort, zumal da auch durch diese Verlobung wieder ein Band zwischen den Häusern Brandenburg und Sachsen geknüpft wurde. Am 10. Januar 1693 wurde in Bayreuth die Vermählung vollzogen, wobei der Braut schon Schloß und Amt Prezsch als dereinstiges Wittum verschrieben wurde. Der Anfang der Ehe war glückverheißend, denn Friedrich August, bezaubert von dem holdseligen Wesen seiner jungen Frau, schien sich wirklich vorgenommen zu haben, nun „nichts Fremdes mehr zu lieben.“ Aber es ist ja bekannt, daß dieser Hüne, den schon Elisabeth Charlotte von der Pfalz, die Schwägerin Ludwigs XIV., eine feine Beobachterin der Menschen, nach seinem Auftreten in Paris „ein toll Hunkel“ [Hühnchen] genannt hatte, in seinem unbändigen Kraftgefühl an den sich gleichbleibenden sanften Banden einer geruhigen Ehe kein dauerndes Genügen fand. Schon im Dezember 1693 stürmte er wieder in die Welt hinaus, bis ihn der unerwartete Tod seines Bruders am 27. April 1694 auf den Thron berief. Aber die neue Würde stärkte in ihm nicht etwa das fürstliche Pflichtgefühl, sondern gab ihm als Herrscher nach den Anschauungen der Zeit nur das Recht völliger Schrankenlosigkeit und ließ also das romanisch-romantische Heroentum dieses Kokoloübermenschen nur noch zügelloser hervortreten — es führte ihn in die Arme des Katholizismus (2. Juni 1697) und auf den polnischen Thron (15. September 1697). Bei Beginn des nordischen Kriegs träumte er von einem Reiche, das sich von Dniepr bis zur Werra, vom finnischen Meerbusen bis an die Karpaten erstrecken sollte, und Wolfframsdorff, der Verfasser des *Portrait de la cour de Pologne*, riet

ihm in seinem Pamphlet, sich in dem Sinne zum Herrn seiner Staaten zu machen, daß auch die Minister nicht mehr nach den Gründen seiner Befehle zu fragen wagten, sondern es sich genügen ließen, daß der König sage: *Tel est notre plaisir!*

Christine Eberhardine nahm weder an dem falschen Glanze des neuen Königtums noch an der Glaubensveränderung ihres Gemahls einen andern Anteil als den schmerzlicher Resignation auf die Träume ihrer Jugend. Sie war nun mit einem Schlage eine schwer geprüfte Frau geworden, aber sie erlag dem Schlage nicht, sondern ging als ein gefestigter Charakter und als eine geläuterte protestantische Christin aus diesem Ungemach hervor. Ihr Trost war damals der am 7. Oktober 1696 geborne Kurprinz Friedrich August II., ihr einziges Kind. Zwar leitete sie dessen Erziehung nicht persönlich, sondern dieses Kind war der energisch protestantischen Großmutter Anna Sophie von Dänemark, der Witwe Johann Georgs III., anvertraut, die in Schloß Lichtenburg bei Prettin an der Elbe residierte. Aber sie wußte es bei der Großmutter in den besten Händen, und mit dieser verband sie eine sich von Jahr zu Jahr vertiefende Freundschaft. Den beiden Frauen gelang es noch, im Oktober 1710 die protestantische Konfirmation des Kurprinzen durchzusetzen. Aber sie konnten nicht hindern, daß dieser, von seinem Vater auf Reisen geschickt und während der Zeit unablässig von Jesuiten bearbeitet, nach langem Widerstreben am 27. November 1712 zu Bologna ebenfalls zum Katholizismus übertrat. Erst fünf Jahre später erfuhr seine Mutter die längst geahnte, für sie so schmerzliche Wahrheit. Sie wußte sich in ihrem Innern auch damit abzufinden — nahm sie doch sogar an den prunkenden Festen teil, mit denen im September 1719 die Vermählung des Kurprinzen mit Maria Josepha von Oesterreich in Dresden gefeiert wurde. Aber die Briefe der Elisabeth Charlotte von Orléans wissen von ihren Thränen zu erzählen. Unter solchen Umständen war es begreiflich, daß sich Christine Eberhardine ein freiwilliges Wittum auferlegte und sich immer mehr von dem glänzenden Hoflager ihres Gemahls zurückzog. Schon seit dem Jahre 1697 lebte sie meist in Torgau, wo sie ihrem Kinde und ihrer Schwiegermutter näher war, später fast immer in Preßsch.

Das sächsische Volk nannte sie nach dem Titel einer 1717 erschienenen Flugschrift „die weinende Rahel“ oder wegen ihrer evangelischen Bekenntnistreue die „Betsäule von Sachsen.“ Man darf aber, um ihr Wesen recht zu verstehn, nicht nur mit diesen Bezeichnungen operieren. Gewißlich haben fromme Gebete und Andachtsübungen in ihrem Tages- und Lebenslauf eine große Rolle gespielt, aber sie war doch keineswegs das, was man unter einer „Betschwester“ versteht. Sie war mehr. Ihr Christentum war lebendig und trug lebendige Frucht. Sie war durch ihre Schwiegermutter, die Freundin des ehemaligen Dresdner Oberhofpredigers Spener, eine Schülerin des Pietismus, der das Wesen des Christentums mit dem innersten Gemüte erfaßte und in werthätiger Liebe bekundete. In demselben Geiste, in dem Speners jüngerer Genosse August Hermann Francke in Halle die großen und berühmten Wohlthätigkeitsanstalten, die „Franckeschen Stiftungen“ ins Leben rief, wirkte sie in Preßsch im kleinen. Sie erzog dort einen großen Teil der Prinzessinnen

ihrer Verwandtschaft in treuer mütterlicher Fürsorge, so ihre Nichte Christiane Sophie, ferner die Prinzessinnen Charlotte Christiane Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel, Sophie Magdalene und Sophie Karoline von Brandenburg-Kulmbach u. a. Ja als diese Sophie Magdalene sich im Jahre 1721 mit dem Kronprinzen von Dänemark, dem nachmaligen König Christian VI. vermählte, und als ihre Schwester Sophie Karoline 1723 den Fürsten von Ostfriesland heiratete, beschaffte Christine Eberhardine die Ausstattung und rüstete in Preshch die Hochzeit aus. Zu ihren Zöglingen gehörten aber nicht nur Prinzessinnen, sondern auch adliche und bürgerliche Mädchen, sogar ein Zigeunerknabe. Außerdem war sie eine „wahre Mutter“ der Stadt: sie baute den Preshcher Bürgern das im Dreißigjährigen Kriege niedergebrannte Rathaus wieder auf, sie unterstützte Witwen und Waisen, ließ befähigte Knaben studieren, junge Leute auf ihre Kosten reisen: kurzum, sie stand thätig und umsichtig inmitten eines selbstgeschaffnen Wirkungskreises.

Wenn auch ihre Schicksale den von Natur vorhandnen Ernst ihres Wesens noch verstärkt haben mochten, so liebte sie doch andrerseits auch eine edle Freude und Erheiterung. Das geht schon daraus hervor, daß sie sich vorzugsweise mit der lebenslustigen Jugend befaßte. Sie hielt sich aber auch der Sitte der Zeit gemäß ihren „Leibkammerzweig,“ so den „ $\frac{3}{4}$ Elle langen“ Hans Tramm, der 1710 zu Torgau starb, und den „Gürge,“ der in ihrem Trauerzuge erwähnt wird. Sie ließ sich aber auch den genialen Baumeister und Bildhauer Böppelmann, den Erbauer des „Zwingers,“ nach Preshch kommen, der ihr die noch jetzt das Schloß umgebenden Gärten und Gartenhäuser anlegte. Von diesen Anlagen Böppelmanns sind noch die schönen steinernen Blumen- und Fruchtkörbe übrig, die die Pfeiler des den Garten umgebenden Eisengitters schmücken, und im Innern des Gartens ein kleiner Flötenspieler aus Sandstein. Die Gartenhäuser dienen jetzt als Lehrerwohnungen. Im Innern des Schlosses habe ich vergebens nach Mobilien der Königin und nach einer kleinen Bibliothek, die uns etwa ihren litterarischen Geschmack verraten könnte, geforscht. Nur eine Reliquie der edeln Frau verwahrt es in einem Parterrezimmer, das für die Inspektionskommission des Militärwaisenhauses reserviert ist — ihr Bild. Es stellt Christine Eberhardine in ihren mittlern Jahren dar, das Gesicht unter dem weißen Haar noch immer frisch und von wunderbarer Schönheit, die Stirn rein und klar, die Nase leicht geschwungen, der feine Mund rosig und beredt, vor allem aber die blauen Augen voll märchenhafter Tiefe. Aus den Zügen, die ich immer wieder betrachten mußte, spricht weder Traurigkeit noch Weltflucht, sondern Festigkeit und Geist. Angesichts dieses herrlichen Bildes kann man den Fürsten nur bedauern, daß er es vermählte, mit dieser wundervollen Frau zu leben.

Am 5. September 1727 verschied sie vor der Vollendung ihres sechsundfünfzigsten Jahres in Preshch, tief betrauert vom ganzen Lande, vor allem aber von den Bewohnern des Städtchens, das unter ihr sein goldnes Zeitalter erlebt hatte. Ihre Leiche ruht in der Stadtkirche neben dem prunkvollen Epitaphium des Generalleutnants von Arnim unter einem kunstlosen, backofenförmigen Steinbau. Keine Inschrift kündet dem Wandrer die letzte Ruhestätte

der Königin. Das ist geradezu auffallend. Soll sie etwa, der Edelsten eine, die auf Sachsens Thron gesessen hat, der Vergessenheit anheimfallen? Niemals — wir hoffen vielmehr, daß das allzu unförmige Grabmal, das im Rohbau stecken geblieben zu sein scheint, bald einen einfachen künstlerischen Schmuck und eine Inschrift erhalte. Die Gegensätze, die dies vielleicht einst verhinderten, sind ja längst milder geworden — käme Christine Eberhardine heute auf die Erde zurück, sie würde beruhigt sein über das Schicksal ihres Sachsenlandes. Sie würde teilnehmen an dem blühenden Leben der zu neuer Thatkraft erwachten evangelischen Kirche, sie würde eine begeisterte Anhängerin der innern Mission sein, und vor allem — sie würde sich freuen über die edle Verwendung ihres Schlosses als Erziehungshaus für Waisenmädchen — hat sie es doch schon selbst in diesem Geiste benützt.



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (Max Allihn)

Viertes Kapitel

Der Fronhof



Wir müssen jetzt dem Fronhofe und seinen Bewohnern einen Besuch abstatten. Es ist schon erzählt worden, daß der Fronhof ein alter Edelsitz, und daß das Wohnhaus — Schloß hätte man beim besten Willen nicht sagen können — ein alter Fachwerkbau mit einem himmelhohen, schiefergedeckten Dache war. Die alten Balkenköpfe mit ihrem Schnitzwerke, die Einlagen in den Mauersächern, die eingesnittenen Inschriften machten sich gar nicht übel. Nur waren die Fenster für das alte Haus zu modern. Vor der Front stand ein Turm, worin die Wendeltreppe zum obern Stockwerke führte. Über der Thür war das Nienhagensche Wappen — oder war es das eines frühern Besitzers? — in Holz geschnitzt angebracht. Vor dem Hause war ein breiter, bekieseter und sorgfältig geharkter Platz. Hier hätten nun frische Räderspuren ihre eleganten Kurven eingeschrieben haben sollen, aber diese fehlten. Weiterhin standen alte Bäume auf Grasplätzen. An einer freien Stelle waren die Felder für das Lawn-Tennis-Spiel in den Rasen gezeichnet, auch die Pfähle und das Netz aufgestellt. Dort waren Kübel mit alten Aloepflanzen aufgestellt, und an der Hauswand unter einem rotgestreiften Sonnendache Gartentische und Stühle von ehrwürdigem Alter und so oft angestrichen, daß sie mehr durch die Ölfarbe als durch innere Gediegenheit zusammengehalten zu werden schienen. Es hatte alles einen wenn auch nicht reichen, so doch nobeln und herrschaftlichen Anstrich. Dafür sorgte mit Hilfe von Klapphorn, der das Faktotum des Hauses war, die gnädige Frau, die ihre besondere Aufgabe darin sah, zu repräsentieren und für den vornehmen Glanz von Park und Salon zu sorgen.

Hinter dem Hause lag der Küchengarten. Hier war das Revier des Herrn Oberstleutnants, der — gleichfalls mit Hilfe von Klapphorn — praktischen Aufgaben oblag und seinen Liebhabereien nachging. Man kann nicht sagen, daß dieser Küchengarten besonders gepflegt ausgesehen hätte. Auf den Wegen wuchs Gras, und auf den Beeten mehr Unkraut, als den Gewächsen dienlich war. Alles war anders ein-